

Als Frauen werden sie nicht erträglicher ...

Mummenschanz auf oppositionspolitisch: Das Transenplakat der Grünen zum 8. März ist symptomatisch für eine Partei, die lieber einen geistigen Korridor vom Life Ball zum Villacher Fasching als zu klugem Aktionismus schlägt.

Richard Schubert

Als ich erstmals das Plakat mit den alten Transen sah, wollte ich es nicht glauben. Ich dachte an einen zynischen Scherz der antierenden wie auch rechtspopulistischen Phalokratie, an eine parteienübergreifende Verhöhnung frauenrechtlicher Forderungen der Grünen: Lieber verkleiden wir uns als Frauen, als die Quote zu erfüllen und ihnen die Chefetagen zu überlassen. Fasungslos musste ich erkennen, dass die Grünen selbst es waren, die mit teekränzchenfröhlichem Altdamenhumor bekundeten, dass sie das System nicht transformieren, sondern bloß per Geschlechtsumwandlung bewahren wollen.

Vorausgeschickt sei, dass ich ein humorloser Mensch bin und dort, wo behagliches Mitlachen gefordert ist, auch Humor auf Herz und Hirn prüfe, weil ich noch immer hoffe, dass der Widerspruch zwischen jenem und diesen bloß eine alpine Regionalabweichung darstellt. Was also wollen uns die Grünen mit dem Plakat sagen?

Wollen sie qualifiziertere Frauen etwa von den Parteispitzen fernhalten, indem sie uns erst wieder nur eine Fayfrau, die Spindelleggerin, eine sterilisierte Doberfrau und die Tante Fränk auf den Hals wünschen? Und warum schließen sich Claudia Werner-Lobo und Queen Öllinger in 60ies-Turmfrisuren selbst von der Burlesque-Party aus? Zu wenig Wille zur Macht? Um Jobs und Pfründen zu behalten, müssten diese Spießgesellen schon richtige -gesellinnen werden und wirklich unters Messer, denn bloßes Transentum fiele unter Quotenbetrug.

Strache gleicht jedenfalls Peter Alexander als Charleys Tante, Spindelegger einem abgetakelten Austropopper, und Faymann zu feminisieren ist nicht sonderlich einfallsreich, sah er doch immer schon aus wie eine uneheliche Tochter von Peter Falk und Tommy Lee Jones, und das ist noch seine sympathischste Seite, denn Faymanns Queerness liegt ganz woanders als im Genderbereich ... Dass die grünen Grafiker aber gerade Freda Meissner-Blau Skalp über den steirischen Blutzer des Magma-Bosses gespannt haben, zeugt von einer beispiellosen Undankbarkeit gegenüber den Verdiensten dieser Frau für ihre Partei.

Fazit: Die dargestellte Faschingsgilde ist das Produkt einer tausende Jahre währenden Männerquote und bestimmt nicht das Personal, das auch in weiblicher Form wünschenswert wäre. Denn das dürftige Hauptargument gegen die Frauenquote fordert ja, Posten und Positionen sollten nicht nach biologischer Kontingenz, sondern nach Qualifikation vergeben werden. Dass dieses Argument zumeist aus dem Mund saturierter Männer tropft, die ihre Qualifikationen nie so hart evaluieren ließen, wie sie es von den Quotenfrauen fordern, bekundet auch die berechtigte Angst, von einem Heer nachdrängender ehrgeiziger und hochqualifizierter Frauen aus den Feinkostläden der Macht gedrängt zu werden.

Für diese Frauen jedoch betreiben die Grünen mit ihrem affirmativen Gschnashumor keine Affirmative Action. Natürlich fühlen sich die Macher und Macherinnen des Plakats nun missverstanden. War doch nur eine Hetz, und wie laut zerfetzte unser Wiehern aus



„Teekränzchenfröhlicher Altdamenhumor“: Eva Glawischnik bei der Präsentation der grünen Frauentagskampagne, mit „Helga-Clara, Franziska, Michaela und Wilma“ (von links).
Foto: Korchil

unseren Dachterrassenwohnungen die Stille unserer Parallelgesellschaft im siebten und sechsten Bezirk, als uns die Idee nach dem fünften Yogitee aufstieß. Humorlos sei es, Humor zu zerreden.

Stimmt, weil einem das Lachen sofort vergeht, wenn man ihm auf den Zahn fühlt und den Konformismus erkennt, mit dem er gefüllt ist. Es gibt auch guten Humor, mit dem schafft man allerdings weniger heiteres Einverständnis. Es wäre Humor, der Gewohnheiten bricht, anstatt sie zu bestätigen. Als Alternative würde sich aber, besonders für eine kämpferische Partei der Minderheiteninteressen, auch der bewährte Witz anbieten, der Gleichklang also von Fantasie, analytischer Schärfe und Subversion. Hierin liegt das allgemeine Dilemma der Grünen, die seit Jahren ihr biederes Image loswerden wollen und nicht wissen, wie Sie bräuchten bloß aufzuhören, so bieder zu sein, doch da müsste vielleicht auch freches, mit den gesellschaftlichen Kämpfen im Bauch der Gesellschaft vertrautes Personal, weibliches wie männliches, zum Zug kommen. Konziliante Harmlosigkeit als Kampfprogramm bringt keine Stimme in der politischen Mitte, sondern lädt nur zum Spott ein. Die kraftlos im Handgelenk hängende Faust beim Abbeten der Phrase „Frauenpower“, dessen „p“ noch dazu zu österreichisch weich gerät, ist auch keine akzeptable Repräsentanz weiblicher Selbstermächtigung.

Das Transenplakat ist eben symptomatisch für eine Partei, die lieber einen geistigen Korridor vom Life Ball zum Villacher Fa-

sching als zu klugem Aktionismus schlägt. Bis vor kurzem brauchte sie das nicht zu kratzen, glaubte sie sich ohnehin am linken Rand eines Spektrums, dessen allgemeiner Rechtsdrall zur österreichischen Folklore zählt. Seit der Krise drängen aber von links Bewegungen nach, die keiner etablierten Partei mehr bedürfen.

Die Wahrheit des Transenplakats offenbart sich in der Schreckensvision, dass Gesichter und Geschlechter wechseln mögen und doch dieselbe Klasse die Macht behält. Dessen Feminismus

scheint aber eher von der zweiten Darstellerin von Charleys Tante, Heinz Rühmann, inspiriert als von Simone de Beauvoir. Wer nicht mehr zu liefern hat, sollte den Rat einer anderen großen Frau des 20. Jahrhunderts beherzigen: Anna Magnani: „Es gibt so wenige Menschen, die nichts zu sagen haben und es auch tun.“

RICHARD SCHUBERTH, geb. 1968, lebt als freier Autor in Wien. Seine „Donaufarce“, „Trommeln vom anderen Ufer des großen Flusses“ ist dieser Tage beim Drava-Verlag als Buch erschienen.



Autor Richard Schubert als einführender Beobachter.
Foto: privat

GÜNTER TRAXLER

Philosoph in der Politik



Nun hat in der sozialdemokratischen Lotterielose auch der Gefreite Gerald Klug das große Los gezogen. Hauptgewinner der ersten

parteinternen Ziehung des Jahres ist dennoch der Zivildienster Norbert Darabos. In einem Schritt einen Albtraumjob loszuwerden und im Traumjob eines Wahlkampforganisators eingesetzt zu werden – da muss neben Werner Faymann auch Frau Fortuna eingegriffen haben, andernfalls hätte sich das seit langem als unvermeidlich Erkante womöglich noch immer nicht realisiert.

An diesem Startschuss zur Nationalratswahl im Windschatten des Landtagswahlsonntags ist jedenfalls weniger Bemerkenswertes als an der flächendeckenden Ehrfurcht vor den Ergebnissen, die der Investor Frank Stronach mit seinem Projekt einstreichen konnte. Die deckt sich annähernd mit der Ehrfurcht, die seine zusammengewürfelte Truppe dem Greis entgegenbringt, der versucht, ihr mit seinen Millionen Leben einzuwaschen, und die in der ebenso devoten wie verklärenden Sentenz „Frank sagt“ gipfelt.

Vielleicht färbt da die philosophische Grundhaltung, mit der besagter Frank seine meditative Versenkung am Wahlabend begründete, auf seine Jüngerinnen und Jünger ab, galt doch schon im Mittelalter das auf Aristoteles zielende „Philosophus dixit“ als ultimativer Beweis in jeder Lebenslage, der nach einigen kritischer gesinnten Jahrhunderten nur allzu lang seiner Wiederbelebung im Sinne wahrer Aufklärung harrete. Weit weniger Ehrfurcht mit dem Erreichten als die meisten Beobachter zeigte der

Beobachtete selber, der die Ergebnisse trocken als „ganz beachtlich“ kommentierte, aber „man erwartet sich natürlich immer mehr“. Womit er, verschärft um Bestrafung durch Absenz bei den Siegesfeiern, seine Gefolgschaft wissen ließ, an der Implementierung des Leistungsprinzips wäre noch zu arbeiten.

Sein Realismus konnte andere nicht hindern, ihrer Fantasie Flügel anzupicken. So schwärmte der ehemalige Chefredakteur der *Presse* ebendort: „Man stelle sich vor, was er bewegen könnte, wenn er sich entscheiden hätte, ernsthaft in die Politik einzusteigen.“ Das trifft den Punkt, wenn man einmal davon absieht, dass philosophische Naturen bei Ausflügen in die Politik leicht abstürzen – remember Platon! Nach allem, was bisher geboten wurde, liegt es weder im Charakter noch im Rahmen der Begabungen Frank Stronachs, in einer Weise in die Politik einzusteigen, die das Wort „ernsthaft“ verdient. Noch immer ohne Programm, noch immer ohne eine politische Persönlichkeit, aber mit viel Geld agiert er mit seiner nach Landsknechtart requirierten Truppe als Fischer der männlichen Frustrierten, womit man in einem Land wie diesem bei jeder Wahl für ein gewisses Aufsehen sorgen kann. Aber auf Dauer kaum für mehr. Statt der zwanzig, ja dreißig Prozent, die ihm schon prophezeit wurden, erreichte er, was für ein erstes Antreten nicht schlecht ist, aber keine Sensation. Das Wunder ist zunächst ausgeblieben, und nichts spricht dafür, es werde sich in Tirol, in Salzburg oder bei der Nationalratswahl einstellen.

Wenn er dann nur nicht die Freud' verliert! Als Straches Konkurrent könnte er durchaus nützlich sein.

DAS AKTUELLE BUCH

Freiheit, Gleichheit ... Schwesterlichkeit

Als Mann hätte ich sehr viel mehr mit einer noch größeren Selbstverständlichkeit machen können. Da wäre vieles anders gewesen. Ich bin immer wieder aufs Neue überrascht und konsterniert, dass es für die Umwelt nicht selbstverständlich ist, was ich mache. „Als ich ein Kind war, hatten Männer das schönere, interessantere und stärkere Leben. Ich hätte studiert, Karriere gemacht und mich nicht so sehr an meinen Schwächen gemessen.“ „Was für mich schwierig war, und das könnte schon eine Mann-Frau-Problematik sein, ist, ganz hohe öffentliche Ämter zu bekommen.“ Drei Zitate von drei Frauen drei unterschiedlicher Generationen. *Selbst bewusst* sein lautet der Tenor, den man in Form einer sanften Aufforderung ziehen sollte.

Aleksandra Pawloff schuf 58 sensible Frauen-Porträts. In Wort und Bild. Thema ihrer Recherchen, auf der Suche nach dem „weiblichen Erfolg“, ist das Frausein per se. Einfühlsam zeichnet die 1963 in Paris geborene, in Wien lebende Fotografin und Autorin Bilder und Gedankensplitter. In der Reduktion auf zwei essenzielle Fragen: „Was hat Sie geprägt?“ und „Was, glauben Sie, wäre anders gewesen, wenn Sie als Bub auf die Welt gekommen wären?“ erfährt man viel, in einer Intensität und Dichte, die ihresgleichen sucht.

Informativ, spannend, höchst interessant und emotional werden Lebensstationen, Erlebnisse, Brüche, Vorbilder und

Ergebnisse, Vor- und Nachteile des Daseins als Frau nachvollziehbar. Niemals aber larmoyant.

Diesen Reigen bilden Persönlichkeiten wie Friederike Mayröcker, Ute Bock, Maria Hofstätter, Barbara Prammer, Valie Export, Johanna Rachinger, Annemarie Moser-Pröll, Kathrin Röggla u. v. a. Die eingangs erwähnten Zitate stammen übrigens von Susanne Kirchmayr alias Electric Indigo, Freda Meissner-Blau und Sonja Hamerschmid. Architektin Marie-Therese Harnoncourt diskursiv: „In der Arbeit bekommst du durchs Frausein schon einmal mehr Aufmerksamkeit. Ob im Positiven oder im Negativen, aber das ist so.“ Und zum Thema Muttersein im Beruf? „Wenn du Vater wirst, wird eigentlich nichts von dir erwartet, aber als Mutter wird von dir alles erwartet.“

Beschämend, dass es am Beginn des 21. Jahrhunderts immer noch notwendig ist, die ungerechte Ungleichheit zu thematisieren. Höchste Zeit, die Forderung nach Gleichheit endlich durch Taten zu egalieren! Scheinbar widersprüchlich klingt Elfie Semotan, von deren Handschrift Pawloffs Stil inspiriert ist: „Ich glaube, mein Leben als Mann wäre genauso verlaufen. Das, was mich an Männern und Männerbündnissen stört, hätte mich als Mann genauso gestört.“ Luzide, weise Notate bemerkenswerter Personen. Prädikat wertvoll!

Gregor Auenhammer

Aleksandra Pawloff: „Selbst bewusst. Frauen, die ihren Weg gehen“, € 19,90 / 128 S., Metroverlag 2013

